

"Das Feinste" No. 16, Sommer 1975, Tausbrücke
(Original zu groß)

Mein Tal in Südtirol

Vilém Flusser

Ich bewohne ein Bergtal. Allerdings nicht in dem Sinn, in dem zum Beispiel Rehe darin wohnen. Rehe gehören zum Tal, und wenn sie gehen, dann ist es ein Gehen des Tales. Wenn ich gehe, dann gehe ich durch das Tal, und also gehört das Tal mir: es ist mein Tal. Das heißt: ich bewohne es provisorisch. Weil ich nämlich ein Mensch bin, jenes wahnsinnige Tier, welches sich mit der Natur, die es umgibt, nur mittelbar verbindet. Mittels Perspektiven und Theorien zum Beispiel. Ich habe zur Gegend, die ich bewohne, einen perspektivistischen, theoretischen Abstand. Ich existiere in der Gegend. (Bin aus dem Paradies vertrieben worden.)

Allerdings bewohne ich mein Tal nicht einmal in dem Sinn, in dem darin die dort Gebürtigen wohnen. Auch die Gebürtigen wohnen dort provisorisch. Sie ziehn durch das Tal (sei es für sie ein Tränental oder eins des Lächelns), auch sie sind dort Fremde im Sinn Camus', homines viatores. Aber ich bin mir meiner Fremdheit bewußter als sie, ich habe einen größeren Abstand zum Tal, weil ich aus der Ebene (nämlich der Hochebene Brasiliens) komme. Mein Dasein im Tal ist also noch provisorischer als das ihre. Ich kann das Tal noch perspektivistischer, noch theoretischer sehen.

Ich muß mich im Tal auf Grund von Landkarten orientieren. Landkarten sind Werkzeuge, die der Orientierung dienen und von spezifischen Perspektiven aus entworfen wurden. Theoretische Projektionen. Ein Grundproblem der Landkarten ist, von welcher Perspektive (Weltanschauung, Standpunkt) aus sie entworfen wurden. Ein anderes Grundproblem ist, wie sie verwendet werden. Man kann diese beiden Probleme die „erkenntnistheoretischen“ nennen. Ich habe die Tendenz, als wahnsinniges Tier, das ich bin, das Verhältnis zwischen Gegend und Landkarte umzustülpen. Also nicht die Landkarte nach der Gegend, sondern die Gegend nach der Landkarte zu befragen. Zum Beispiel zu fragen: „Liegt mein Tal dort, wo es laut Landkarte liegen soll?“ Durch diese Fragestellung wird die Landkarte zur Norm meines Tales. Die „Wahrheit“ wird zur Funktion der Anpassung meines Tals an die Landkarte in meiner Tasche. Dieser rasende Idealismus, dieser verrückte Formalismus heißt die „wissenschaftliche Methode“. Sie besteht darin, mein Tal zu zwingen, auf die Landkarte mit „ja“ oder „nein“ zu antworten.

Landkarten können vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus entworfen werden. Auf diesem Standpunkt stehen Modelle. Zum Beispiel das Modell des Wasserkreislaufs. Laut diesem Modell ist eine Phase des Kreislaufs das Hinunterfließen des Wassers von den Bergen den Meeren entgegen. Dabei fließt es durch Täler. Eine von diesem Standpunkt aus entworfene Landkarte wird mein Tal als einen Wasserweg zeigen. Wenn ich mein Tal auf Grund einer solchen Landkarte befrage, antwortet es bejahend. Das bedeutet: ich kann mein Tal in einen Stausee verwandeln. Technologischer Wahnsinn? Ja, wenn man „Wahnsinn“ mit jenem „Geist“ gleichsetzt, der sich gegen die Natur stellt, um sie zu verändern.

Das aber ist nicht mein Wahnsinn, mein Standpunkt. Ich bin kein Naturwissenschaftler, sondern eher das, was man manchmal, aber immer zu Unrecht, mit „Geisteswissenschaftler“ bezeichnet. Oder was man in den lateinischen Sprachen und im Englischen, mit etwas größerem Recht, mit „Humanisten“ bezeichnet. Daher habe ich andere Modelle und entwerfe meine Landkarten anders. Und stelle daher an mein Tal andere Fragen. Eins meiner Modelle:

Die Menschheit ist eine Horde von Einbrechern. Sie bricht, in auf-

einanderfolgenden Wellen, seit etwa acht Millionen Jahren in die Gegend. Auf der Suche nach Rentieren, Mammuts, Gräsern, Vieh, Salz, Kohle, elektrischer Energie, kurz: auf der Suche nach Glück. Woher die Horde kommt, ist unbekannt, obwohl acht Millionen Jahre eigentlich nicht eine gar zu lange Zeit sind. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine falsche Frage, falls unter „richtige Frage“ eine verstanden wird, für die man Methoden zu einer Antwort ersehen kann. Dafür aber weiß man, wohin die Horde geht: nämlich bergauf. Sie zieht im Gegensinn des Wassers. Die Flüsse sind ihre Adern, die engen Bergtäler ihre Kapillargefäße. In diesen engen Bergtälern staut sich die Horde. Auf einer von diesem Standpunkt aus entworfenen Landkarte wird mein Tal als Stauung des Stroms der Menschheit erscheinen. Ich will es auf Grund dieser Karte befragen, um mich zu orientieren.

In der letzten Zwischeneiszeit wohnten hier wahrscheinlich noch Menschenarten älteren Typs, während dort unten in der Ebene schon Homines sapientes hausten. Als die Ebene schon neolithisch war und Gras anpflanzte, wurde hier noch gejagt, gefischt und gesammelt. Als man in der Ebene schon Rätisch sprach und Bronze verwendete, lebte man hier noch in neolithischen Dörfern. Als die Ebene (und die weite Welt) schon Lateinisch und Griechisch sprach, wurde hier Rätisch gesprochen. Als das Mittelhochdeutsche mit dem Lateinischen in Konkurrenz trat dort draußen im Heiligen Römischen Reich, sprach man hier Ladinisch. Und jetzt spricht man hier Deutsch, während in der Ebene das Italienische schon beginnt, in die massifizierende Synthese einer neuen, anglizierenden Koine einzugehen. Aber in den Seitentälern wird noch Ladinisch mit rätischem Einschlag gesprochen. Und es gibt noch Häuser mit neolithischem Einschlag und Gletscherseen, in denen paläolithisch gefischt wird. Und eine Theorie, wonach in der „alpinen Rasse“ neandertalartige Mutanten erscheinen. Mein Tal antwortet mit „ja“ auf die ihm von der Landkarte aufgezwungene Frage. (Wie es überhaupt die verwirrende Tendenz hat, auf ganz verschiedene Landkarten bejahend zu reagieren.)

Also bewohne ich einen Stausee der Menschheitsgeschichte. Der allerdings eine spezifische Struktur hat. „Früher“ ist hier „bergauf“, und „später“ ist „talwärts“. Also eine Struktur, die ein Spiegelbild der geologischen ist. Nicht überraschenderweise. Denn die „Geisteswissenschaften“ haben Modelle, deren Struktur die der naturwissenschaftlichen Modelle spiegelt. Die Zeit (Diachronie) fließt konträr in den beiden Disziplinen. Für die Naturwissenschaft fließt die Zeit in Richtung Entropie (des Informationsverlustes). Für die „Geisteswissenschaft“ fließt sie in Richtung steigender Informationen. Weil nämlich „Natur“ ein thermodynamischer Prozeß ist und „Geist“ ein ihr entgegenlaufendes Abenteuer. Daher hat mein Tal eine soziale Struktur, die seine geologische „verneint“ (spiegelt).

Mein Tal ist nicht nur interessant, weil ich es bewohne. Sondern vor allem auch, weil es möglich ist, es zu verallgemeinern. Das ist ja eben der „Geist“ genannte Wahnsinn, diese Fähigkeit, aus konkreten Dingen, wie es mein Tal ist, abstrakte, leere Klassen wie „die Klasse der Täler“ zu machen. Modelle eben. Dann kann man die Sache umdrehen und mein Tal als konkretes Beispiel der Klasse „Täler“ ansehen. Dadurch wird es interessanter. Es erlaubt dann, unter anderem, diese Überlegung:

Täler sind Stauseen der Geschichte. Gedächtnisse also. Informationskonserven. Diese Tatsache kann man platonisch, psychoanalytisch,



Hangansicht mit Wohnbereich des Instituts, der in dem wehrartigen Teil des Gesamtkomplexes untergebracht ist. Den Räumen vorgelagert sind Dachterrassen. Im Inneren des Baukörpers Räume für die Bibliothek, das Archiv, für die Mikrofilmlabors und für die künftige Aufstellung von elektronischen Geräten (Katmandu, Nepal).

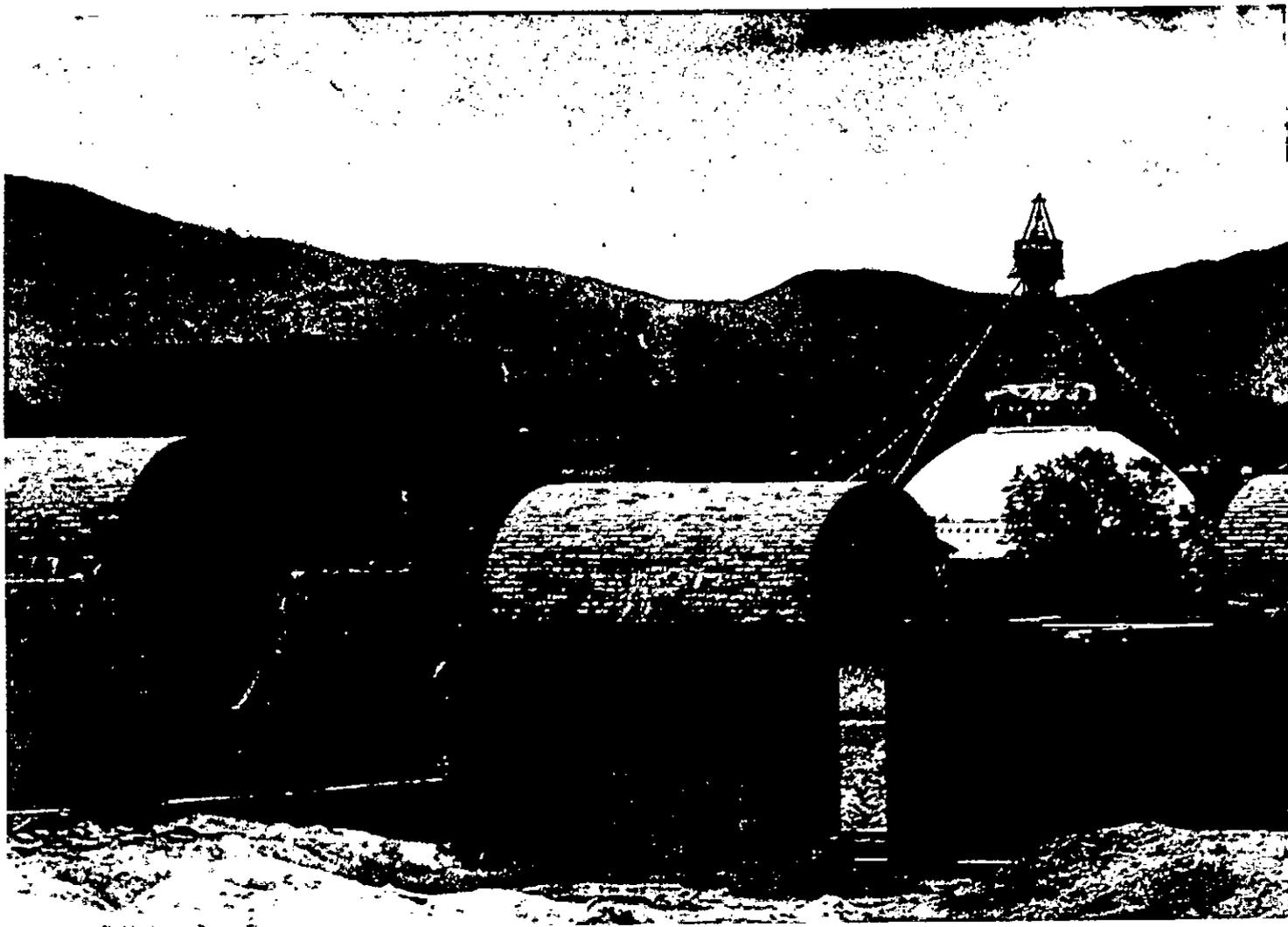
aber auch kybernetisch deuten. Platonisch sind Täler Schangri-las, *topoi uranikoi*, himmlische Gefilde, in denen die Formen (die „Ideen“) stillstehen. Psychoanalytisch sind Täler Gegenden, in denen man vom Bewußtsein in immer „tiefere“ Schichten des Unterbewußten vordringt, wenn man bergauf geht. Kybernetisch sind sie komplexe Systeme, in denen Informationen gespeichert und kombiniert werden. Diese letzte Lesart ist für Talbewohner sympathisch. Danach sind nämlich Täler die Orte, in denen die Diskurse, die aus der Ebene zu ihnen emporquellen, dialogisiert werden. Informationsverarbeitungsorte. In diesem Sinn also Ziele der Geschichte. Utopien = Nachgeschichte. Aus dieser Sicht sind die Talbewohner aus den Letzten zu den Ersten geworden.

Etwa so: Bergtäler sind eng („artikulierte Gebilde“). Und zwar sind sie artikuliert, weil sie von Bergen beengt sind. Ihre Artikulation ist „organisch“ (im Sinn von: „gegeben“). Sie eignen sich also nicht für Mechanisierung. Und Mechanisierung ist Artikulation der Masse. Bergtäler sind, weil sie eng sind, für mechanische Massifikation ungeeignet. Also ungeeignet für Dinge wie pharaonische Pyramiden, flavische Theater und fünfzigstöckige Banken. Sie sind für die Massenkultur ungeeignet. Wenn also die Massenkultur zu ihnen emporquillt, wird sie zuerst in der Enge gestaut und dann zu Organischem

umstrukturiert („vermenschlicht“). Der mechanische Diskurs wird zu menschlichem Dialog kybernetisch umgeformt. Täler sind utopische Ziele der Geschichte.

Aber auch so: Täler sind Universa. Jedes Tal hat eine Fauna und Flora, die sich ein wenig von der des nächsten Tals unterscheidet. Jedes Tal hat eine spezifische Architektur, Musik, Mythologie, kurz: was man einst eine „folklore“ nannte. Weil Täler nämlich untereinander besser über die allen gemeinsame Ebene als direkt kommunizieren. Das hat zur Folge, daß die untereinander „Konföderationen“ (Verbände von Universen) bilden. Also komplexe kybernetische Über-systeme. Das unterscheidet Talkulturen von den Zivilisationen der Ebenen. Etwa die Kultur der Juden, Griechen, des Tibet, der Tolteken und Inkas von den Zivilisationen Mesopotamiens, Roms, des Ganges, der Azteken und der Chipchas. Zivilisationen sind kybernetisch einfachere Systeme. Wenn die Zivilisation der Ebene ins Bergtal emporquillt, wird sie „akulturiert“: Ziel der Geschichte.

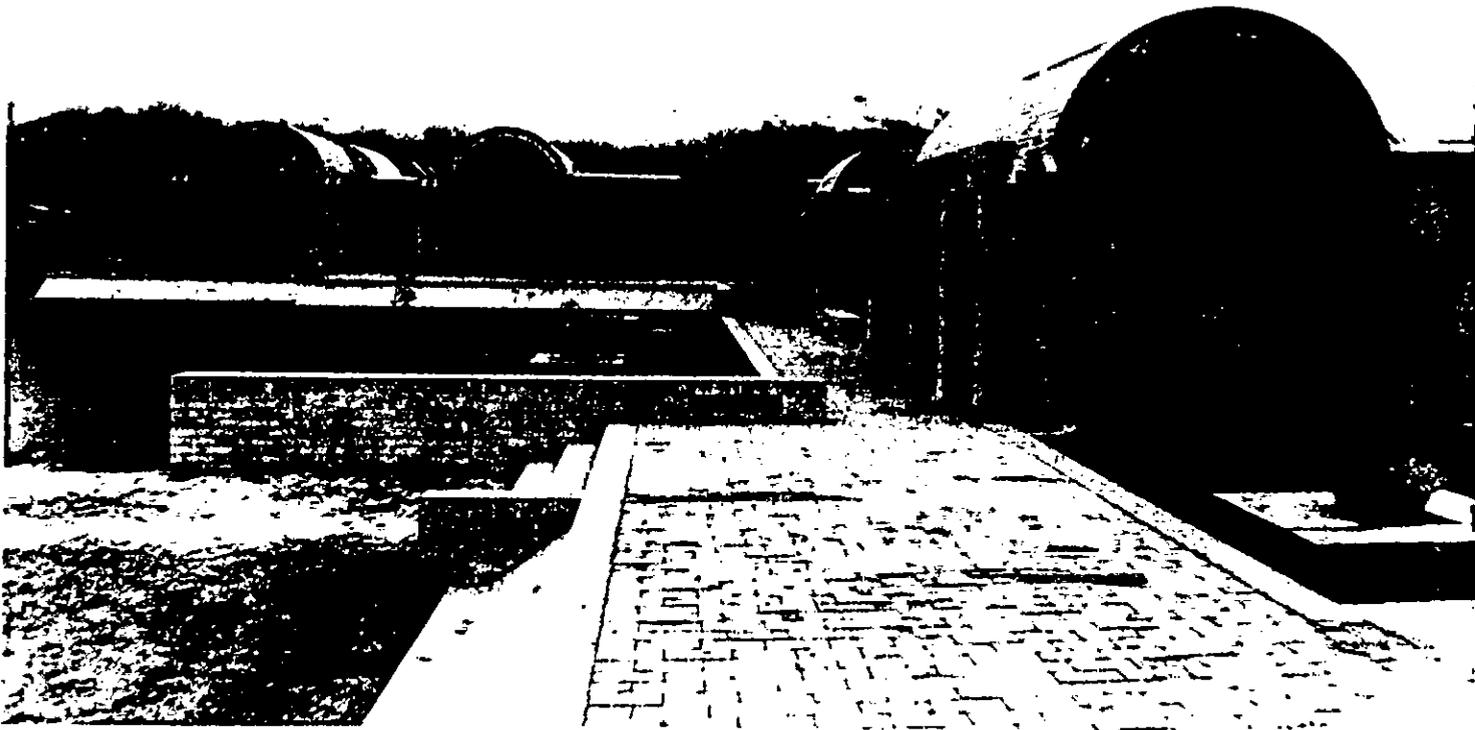
Diese und ähnliche Überlegungen lassen sich formalisieren. Danach sind Ebenen Stellen der Informationssammlung (des Fortschritts) und Täler Stellen der Informationsverarbeitung (des Konservativismus). Durch diese Formalisation wird die Dialektik zwischen Fortschritt und Tradition formal überwunden. Fortschritt erscheint dann



Taragaon-Siedlung im Bau. Im Hintergrund der große Stupa von Bodhnath (Katmandu, Nepal).

als Phase der Tradition (die „fütternde“ Phase). Und Tradition als Phase des Fortschritts (die Phase des „feedback“). So gesehen, sind Bergtäler ein „feedback“ der Geschichte. Aber man soll solche Überlegungen nicht auf die Spitze treiben. Bergtäler (wie überhaupt alle konkreten Phänomene) lassen sich nicht zur Gänze formalisieren. Sie haben unformalisierbare, qualitative Aspekte. Das setzt Überlegungen wie den vorangegangenen Grenzen. Zum Beispiel nur: Was heißt eigentlich, qualitativ gesprochen, daß Täler den Diskurs dialogisieren und den Fortschritt konservieren und in „feed-back“ verwandeln? Es heißt, daß sie Orte sind für Denker und Dichter. Für Denker (im Sinn von: solche, die im internen Dialog Diskurse verarbeiten) sind Täler Orte seit Heraklitos

bis Nietzsche. Für Dichter (im Sinn von: solche, die Informationen verdichtet zurückfüttern) sind Täler Orte seit dem König David bis Rilke. Aber Täler sind keine Orte für Propheten (im Sinn von: solche, die etwas Neues, „Information“, verkünden). Das ist eine Grenze nicht nur der Landkarte meines Tals, die ich vom Standpunkt der „Geisteswissenschaft“ aus entworfen habe. Meine Landkarte bietet keinen Raum für Propheten. Es ist auch eine Grenze dieses Standpunkts selbst. Von ihm aus sieht man keine Propheten. Es gibt sie aber. Also werde ich jetzt meinen Standpunkt ändern, um Propheten ins Blickfeld zu bekommen. Und dann eine neue Landkarte meines Tals entwerfen. Mein Modell ist jetzt anders geworden. Die Menschheitsgeschichte

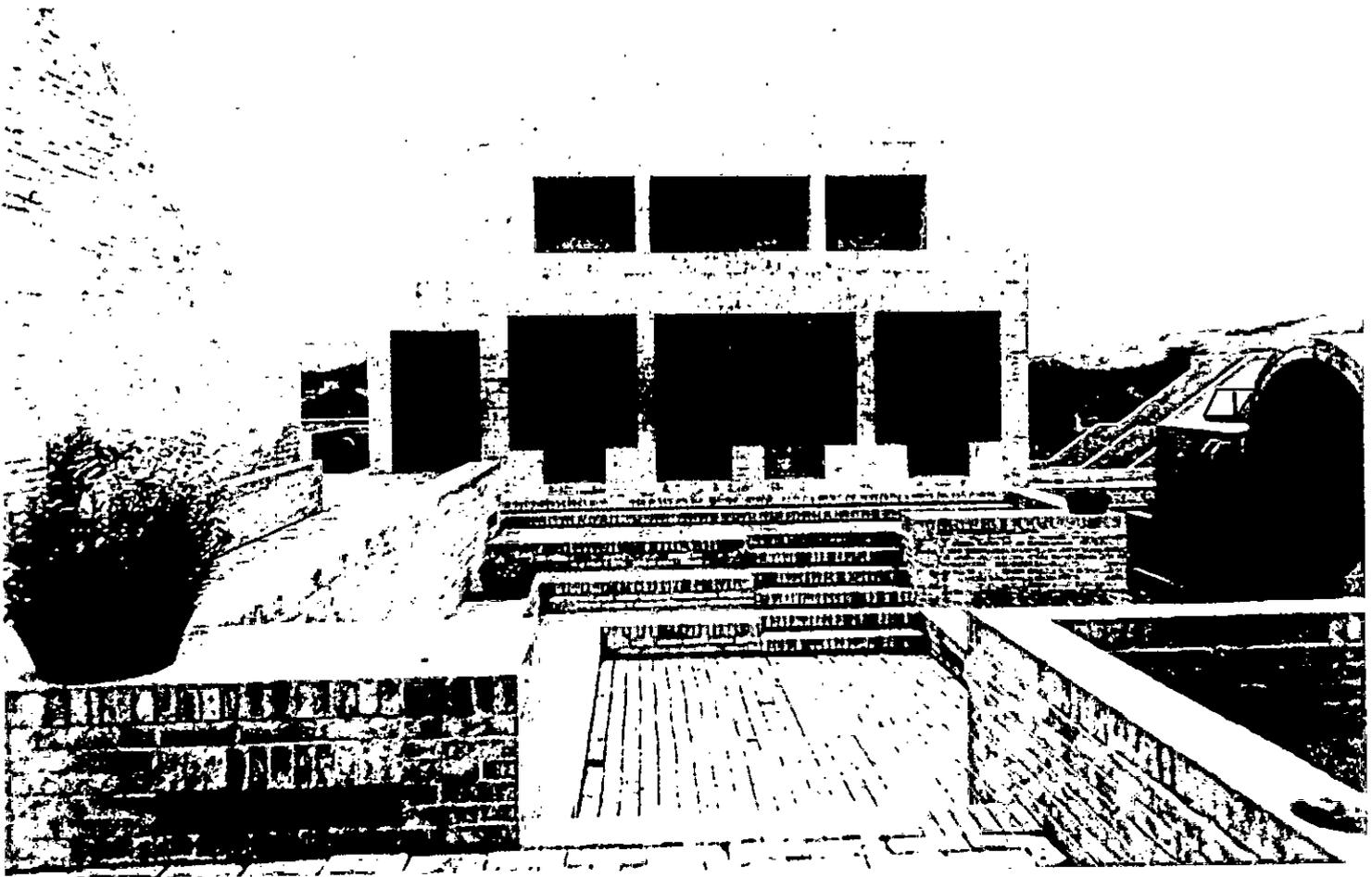


Taragaon. Einige der Herbergen nach der Fertigstellung (Katmandu, Nepal).

ist nicht mehr ein Fluß, der bergauf fließt. Sie ist jetzt ein Kreislauf. Er läuft dem Wasserkreislauf (selbstredend) zuwider. Über zuerst breite und dann immer schmaler werdende Täler fließt er den Gipfeln entgegen. Er erreicht die Gipfel in einzelnen, isolierten Tropfen. Diese verdampfen dort oben, füllen sich mit Information, und so kondensiert, regnen sie auf die Ebene nieder. Auf Grund dieses Modells sei nun eine Landkarte meines Tals entworfen. Es soll nun diese zweite Landkarte bejahen oder verneinen.

Wieder erscheint mein Tal als Weg, aber diesmal als bivalenter Kanal, als ein Hin- und Rückweg. Als Hinweg ist es Kanal von der massifizierten Verfremdung der Ebene der Einsamkeit der Gipfel entgegen. Als Rückweg ist es Kanal von der Einsamkeit dem Engage-

ment an der Ebene entgegen. Oder informatorisch gesprochen: als Hinweg ist mein Tal ein Kanal von der Redundanz der Ebene dem Geräusch der Gipfel entgegen. Und als Rückweg ist es ein Kanal vom Geräusch einer neuen Information entgegen. So gesehen, fließt der Strom der Menschheit als schon verdünntes Rinnsal durch mein Tal bergaufwärts. Sie erscheint hier nicht mehr als breite Tendenz, sondern als enge Sekte. Und an der Spitze des Tals wirft sie den Gipfeln einzelne Tropfen („Häretiker“) entgegen. Diese verschwinden aus dem Blickfeld des Tales, erscheinen aber in der Ebene als Propheten wieder. Also erscheint jetzt mein Tal nicht mehr (wie in der ersten Landkarte) als Weg, der zu einem Ziel führt, sondern als Mittelstück eines Weges. Also auch erscheinen die Talbewohner

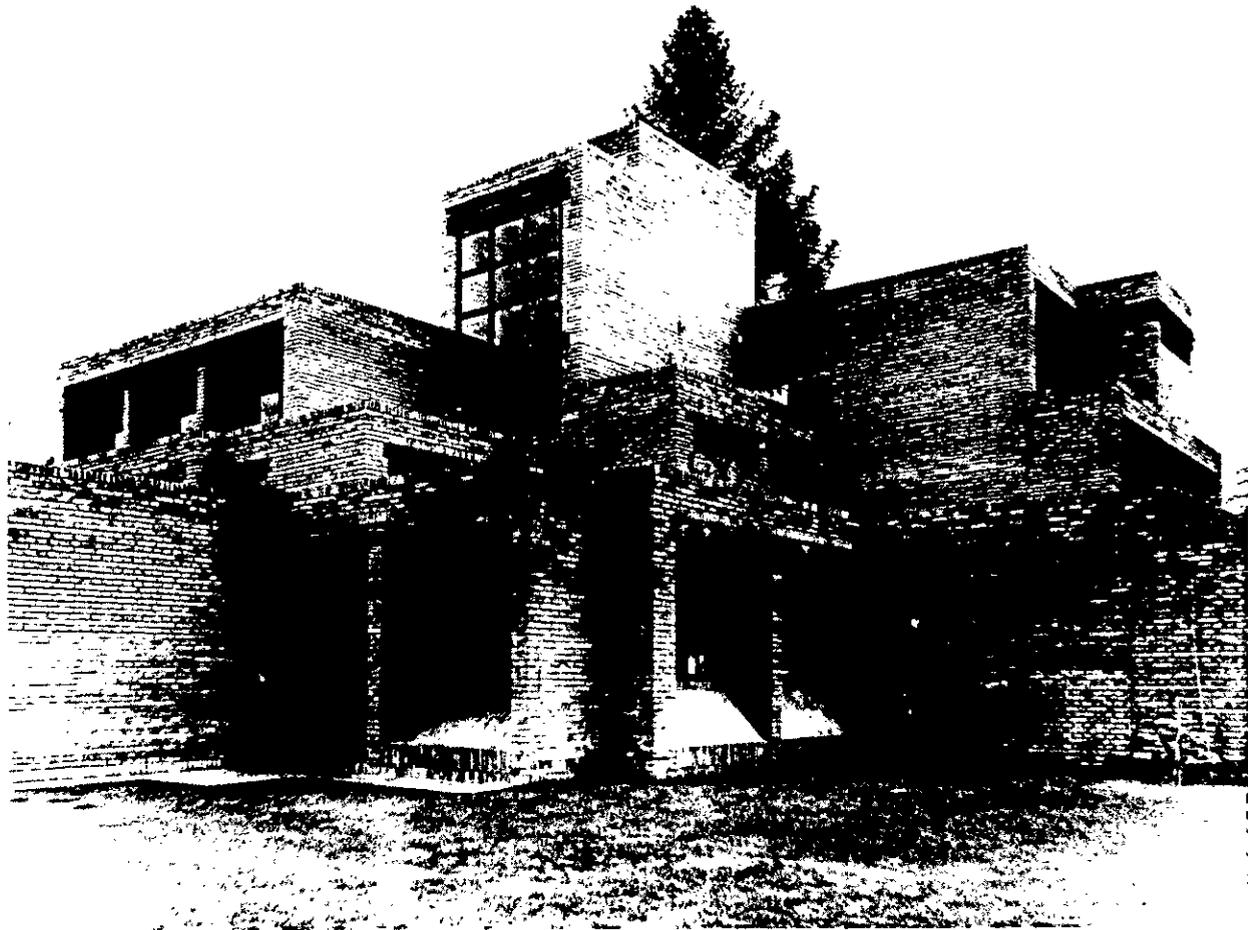


Taragaon-Zentrum. Gemeinschaftshaus mit versenktem Dorfplatz (Katmandu, Nepal).

nicht mehr als solche, die das Ziel der Geschichte erreichten, sondern als solche, die sich „inmitten des Wegs ihres Lebens“ befinden. Zukünftige (und darum unerkannte) Propheten durchziehen das Tal, aus der Ebene kommend, auf ihrem Weg zum Gipfel. Und auf ihrem Abstieg der Ebene entgegen durchlaufen sie es, ohne sich umzublicken. Und damit entsteht für die Talbewohner die Frage: „Wer bin ich?“ Bin ich im Aufstieg zum Gipfel begriffen oder im Abstieg, meinem Engagement entgegen? Oder bin ich bei Aufstieg oder Abstieg im Tal steckengeblieben? Eine sogenannte „existenzielle“ Frage. Darauf gibt es keine formale Antwort, sondern nur existenzielle Entscheidung. Wer ich bin, ist eine Frage der existenziellen Entscheidung. Und sie ist leichter für die, welche ins Tal aus der Ebene kamen, als für die, welche im Tal geboren wurden. Und sie stellt sich für beide anders.

Die im Tal Gebürtigen sehen die sie umringenden Gipfel nicht: diese

Gipfel sind für sie im Nebel der Gewohnheit verborgen. Sie sehen nur den Boden unter ihren Füßen. Den bearbeiten sie, um die Frucht ihrer Arbeit („Kultur“) für Zivilisation in der Ebene umzutauschen. Also warten sie nicht, sondern sammeln. Sie sind Konserven, „Gedächtnis“. Wer aber aus der Ebene ins Tal kam, der sieht die Gipfel und wartet. Auf Virgil, auf Godot, auf einen Bergführer, Skilehrer oder dergleichen. Er wartet vergebens. Er muß sich entscheiden. Auch der Gebürtige muß sich entscheiden. Für ihn jedoch ist jede Entscheidung eine Scheidung vom Tal weg, in dem er geboren wurde. Also ist für ihn „unentschieden“ nicht „patt“, sondern „geblieben“. Er kann sich das (wenn auch problematisch) leisten. Nicht so aber der, welcher aus der Ebene kommt. Er muß sich entscheiden. Er kam aus der Ebene, um sich von ihrem drückenden Klima (der massifizierten Verfremdung) zu befreien. Er steht jetzt in der Mitte des Weges. Bleibt er hier stecken, dann hat er aufgehört zu leben.



Wohnhaus Sr. Exz. Jagadish Rana in Katmandu – Lazimpat. Der Ziegel ist wieder gesellschaftsfähig geworden.

Außer dieser Möglichkeit hat er noch zwei Alternativen: den Aufstieg zum Gipfel zu wagen, ohne Garantie, je zurückzukehren, oder sich an der Ebene zu engagieren, ohne die Aussicht vom Gipfel aus genossen zu haben. In diesem existenziellen Sinn antwortet mein Tal auf die zweite Landkarte bejahend.

Also ist mein Tal ein Ort der Entscheidung. Für die Einsamkeit der Gipfel, von der Unamuno sagt, daß man in ihr seine eigene Wahrheit verliere. Oder für ein Engagement an der Ebene ohne vorherige Aussicht (ohne „Überzeugung“). Mein Tal ist ein Ort der absurden Entscheidung (wobei „absurd“ zugleich bodenlos und grundlos bedeutet). Denn mein Tal ist ja nicht Grund und Boden. Es ist eine schräge Mittelstation zwischen Ebene und Gipfel. Ein Ort des Zweifels, der nach Kant nicht ein Wohnort ist, sondern eine Pause. Eine Raststätte ist der Zweifel nach Kant, ohne daß er dabei an Autobahnen gedacht hätte. Wir aber, die Nachkommen und Nachzügler Kants, wollen den

Zweifel lieber eine Verfügbarkeit nennen. Mein Tal ist ein Ort, an dem provisorisch verfügbare Menschen wohnen. Die noch nicht wissen, wer sie sind: die sich noch nicht entschieden haben.

Aber auch das läßt sich verallgemeinern. Übrigens tat man das im Mittelalter, als man die Natur überhaupt ein „Tal“ nannte. Mein Tal kann dann überhaupt als konkretes Beispiel für die Natur als ein Ganzes stehen. Und dann kann man sich der absurden Entscheidung durch „Glauben“ entziehen: Wenn ich durch das Tal des Schattens des Todes ziehe, werde ich mich nicht fürchten, denn Du bist bei mir. Allerdings steht dann offen, ob es sich dabei um „guten Glauben“ (bona fides) handelt. Nur wenige können heute guten Glaubens einer solchen Glauben akzeptieren. Die meisten werden wohl das Absurde der Entscheidung auf sich nehmen müssen. Und dies ist in der klarer Luft meines engen Bergtals wohl besser ersichtlich als in der umweltverpesteten Vernebelung in der Ebene dort unten.